



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s B ü r i c h.

(Privatbrief.)

Eine schreckliche Zeit liegt hinter mir; aber ich würde über Alles, was geschehen ist, kein Wort verlieren, und einen Schleier über die blutigen Ereignisse der letzten Wochen hängen, um nie mehr davon zu sprechen, wenn ich hoffen könnte, daß das Drama, welches jetzt in unserer nächsten Umgebung mit erschreckender Lebendigkeit gespielt wurde, beendet wäre. Dem ist aber nicht so, es ist erst ein Act vorbei, und nur der Himmel weiß, was uns noch vorbehalten ist. Der unglückliche Freischaarenzug und dessen Ausgang wurde in den deutschen Blättern sehr lückenhäft und oft geradezu unwahr dargestellt. Es wäre viel zu umständlich, die ganze Geschichte zu erzählen, auch jetzt noch sehr schwierig und fast unmöglich, selbst bei der größten Unbefangenheit den wahren Hergang der Sache zu berichten. So unglaublich dies scheint, so wahr ist es, und hier mitten in den Ereignissen selbst ist es vielleicht am allerschwersten, die immer noch vorhandenen Widersprüche zu lösen. Diese Aufgabe bleibt einer Zeit vorbehalten, in der einmal die Sache ganz abgeschlossen ist (denn dies ist noch lange nicht der Fall, und ich fürchte, wir sind immer noch am Anfang) und wo der Parteihaß weniger heftig, das Auge weniger durch Leidenschaften aller Art getrübt ist. Der Broschüren und Reden, der Zeitungsartikel und der sogenannten amtlichen Berichte für und gegen sind so viele, daß man sie kaum alle lesen kann, und je mehr man liest, desto verwirrter wird man.

Die Freischaaren bestanden dem größten Theil nach aus ganz angesehenen, wohlhabenden, sogar reichen Leuten, die nur durch den Haß gegen die Jesuiten und gegen deren Knechte, namentlich aber gegen die schändliche Luzerner Regierung, und durch Mitleid gegen die Hunderte von unglücklichen vom Decemberaufuhr her Verhafteten zu dem Schritte, den sie thaten, verleitet wurden. Also keine Rede von Plündern und Rauben, Alles, was hierüber gesagt und behauptet

worden, ist reine Lüge. Mag das Unternehmen ungeschicklich sein, moralisch verwerflich ist es gewiß nicht. Jede verlorene Revolution ist ein Verbrechen, jede gelungene eine Heldenthat, die mit dem Lorbeer belohnt wird. Die Organisation und Bewaffnung der Freischaaren war vortrefflich, und der Zug derselben bis vor Luzern, mit vollkommener Vermeidung der feindlichen Truppen, soll ein wahres Meisterstück gewesen sein. Am Abend des 31. März hatten die Freischaaren alle vortheilhaften Positionen um Luzern inne, und die Bestürzung in der von Truppen fast gänzlich entblößten Stadt war so gewaltig, daß zwei volle Stunden die Thore offen und unbewacht waren, und die Freischaaren ohne alle Schwierigkeit und ohne alles Blutvergießen sich derselben hätten bemächtigern können. Wenn dies die Jesuitenblätter nicht erzählen, so ist es natürlich ganz in ihrem Interesse, aber Leute, die sich zu jener Zeit in Luzern aufhielten, versichern ganz bestimmt, daß man zwischen sechs bis acht Uhr Abends jeden Augenblick den Einmarsch der Freischaaren erwartet hätte, daß in allen Hauptstraßen die Fensterläden geschlossen gewesen seien, und die Regierung im Begriff stand, sich aufzulösen. Ueberall war Angst, Bestürzung und Zähneklappern. Warum die Freischaaren diesen günstigen Moment unbenutzt vorübergehen ließen, warum sie sich, statt vorzurücken, gerade zurückzogen und so Alles in Unordnung und Verwirrung brachten, das ist das bis jetzt noch vollkommen ungelöste Räthsel, und es ist wirklich wunderbar, daß diese Sache bis jetzt noch durchaus nicht aufgeklärt ist, jetzt, da alle Gefangenen frei, und von den Anführern außer Dr. Steiger Alle im Falle sind, sich über diesen Punkt hören zu lassen. Am andern Morgen erst kamen für die Luzerner die Hilfstruppen aus Zug, Uri und Schwyz; es kam zu mehreren kleinen Gefechten, und es erfolgte eine verwirrete und verzweifelte Flucht. Ueber die Zahl der Getöbten ist man jetzt ziemlich im Reinen; es sind mehr, als man noch vor einigen Wochen glaubte, ungefähr 350; noch vor einigen Tagen zog man bei Bremgarten die Leiche eines gefallenen Freischärlers, der die Hände gebunden waren, aus dem Flusse. Dieser wurde also absichtlich ersäuft. Die Leiche kannte man nicht mehr. Auch früher wurden auf diese Art drei bis vier Leichen, meist fein gekleidet, mit goldenen Uhren, Ketten, vielem Geld, aus der Neuf herausgefischt. Ueberhaupt ist es gewiß, daß die wenigsten der Gefallenen im eigentlichen Gefechte erschossen wurden; sondern die meisten wurden von dem Landstürme wehrlos auf der Flucht abgefaßt und theils erschossen, theils sonst niedergemacht. Der Pfarrer B. von Z., der als Feldpater den ganzen Feldzug mitmachte, erzählte mir schauderhafte Einzelheiten. Er selbst habe viele Gefangene den Truppen und Landstürmern entrissen und ihnen das Leben gerettet, sie aber nicht vor den gräßlichsten Mißhandlungen schützen können. Er sagte mir ferner, wenn die Landstürmer mehrere Flüchtige gefan-

gen, so hätten sie dieselben niedergeschossen, und, gleichviel ob todt oder nur schwer verwundet, dann in die Erde gescharrt, so daß er überzeugt sei, es seien Tugende lebendig begraben worden. Einzelne Priester machten selbst den Zug bewaffnet an der Spitze der Landstürmer mit und fanatisirten das Volk immer noch mehr. Wendel Kost, der jetzige Präsident des großen Raths, soll den Befehl gegeben haben, da alle Locale schon angefüllt seien, keine Gefangenen mehr nach Luzern zu bringen, sondern sie alle, wie Hunde, niederzuschießen. Es wäre endlos, wollte man alle die einzelnen Tüge der rohen Grausamkeit und des Fanatismus aufzählen. — Die Gefangenen wurden schändlich behandelt; man sperrte sie, nachdem man sie ganz beraubt und Allen, welche gute Kleider an hatten, diese aus- und Landstürmerkittel angezogen hatte, in Kirchen und ließ sie fast verhungern. Niemand durfte ihnen bessere Nahrung von außen schicken. Auf dem Wege durch die Stadt wurden sie vom Pöbel gehöhnt, beschimpft und mißhandelt, in den Verhörten nur mit „Hund, Halunke, Mörder“ u. s. w. angeredet, kurz, es wurde in jeder Beziehung alle Menschlichkeit verleugnet, und nur der brutalsten Nachsucht Gehör gegeben. Viele Gefangene starben vor Elend und Hunger, die Verwundeten, deren Zahl verhältnißmäßig sehr gering war, wurden schlecht oder gar nicht behandelt, Aerzte aus andern Cantonen, welche zu Hilfe eilten, durften gar nicht zu den Kranken, und ein fremder Arzt mußte sogar einem Kranken, dem nur durch einen Aderlaß das Leben gerettet werden konnte, diesen heimlich und verstoßen machen. Der scheußliche Handel, der mit einzelnen Gefangenen getrieben wurde, die Art, wie man endlich die Masse der Gefangenen, nachdem das Lösegeld bezahlt war, entließ, ist wahrhaft ekeleregend. Alles dieses geschah nun zur größeren Ehre Gottes, zur Erhebung und zum Schuß der Religion, zur Verherrlichung der Jesuiten! Wahrlich, diese sogenannte Religion hat schon mehr Unglück in der Welt gestiftet und mehr Menschenopfer gekostet, als die verheerendste Seuche, und jeder fühlende Mensch muß thränenden Auges den Mißbrauch, der mit diesem schönen Namen getrieben wurde, bedauern! — Noch schmachten mehrere hundert Gefangene aus dem Canton Luzern selbst in den Gefängnissen und sehen mit schweren Herzen ihrem traurigen Schicksale entgegen; noch hat die Nachsucht dieser Regierung nicht Opfer genug. Von allen Seiten verwendet man sich für diese Unglücklichen; Regierungen und Behörden, die fremden Diplomaten (unter andern der päpstliche Nuntius und der Fürst Metternich) bitten die Regierung um Schonung und Milde, es scheint aber an diesen Blutmenschen Alles abzupralen. Der unglückliche Dr. Steiger wurde auch von der letzten Instanz zum Tode verurtheilt, und nun wird vom großen Rathe entschieden, ob dieser Mann, einer der besten, edelsten und tüchtigsten Männer, die ich kenne, hochgeachtet von Freund

und Feind, gleich ausgezeichnet als Arzt und als Mensch, ob dieser Dr. Steiger, Familienvater von fünf unerzogenen Kindern, Lehrer und früher Freund und Beschützer von Siegwart-Müller und Staatschreiber Meyer (den beiden Haupt....en), erschossen werden soll oder nicht. Hier fürchtet man allgemein, auch dieses Opfer müsse noch fallen; ich bin übrigens fest überzeugt, daß der große Rath mit dem Todesurtheile dieses Mannes auch sein eigenes unterschreibt. Aber die Rachsucht, der Stolz und Siegestaumel dieser Kannibalen ist dergestalt, daß sie Alles im Stande sind.

Unterdessen geht der kleine Krieg an den Grenzen vom Canton Luzern fort, und es vergeht kein Jahrmart im Canton Bern oder Aargau, wo nicht einzelne Luzerner mißhandelt werden; das Volk in diesen Cantonen ist natürlich fürchterlich über Alles, was geschehen ist und noch geschieht, empört, und man sucht sich so zu rächen. So gewiß es nun ist, daß eine solche Rache an Einzelnen höchst ungerecht bleibt, so wenig ist sie zu verhindern, und so sehr müssen solche einzelne Handlungen der Rache, welche natürlich den Bernern und Aargauern auf Luzerner Boden wieder reichlich vergolten werden, die gegenseitige Erbitterung steigern. Im Juli kommt nun wieder die unglückliche Tagssatzung zusammen, die über die Hauptfrage, nämlich die Jesuiten, zu entscheiden hat. Bei der Zusammensetzung und dem Organismus dieser Behörde ist es aber sicher vorauszusehen, daß gar kein bestimmtes Resultat erzielt werden wird, und dann ist es eben wieder die alte Geschichte, und der Tanz geht von Neuem los. Zwar wird es sicher keinen Freischaaenzug mehr geben, aber die Erbitterung gegen die Jesuiten ist so groß und allgemein, und andererseits der Stolz und die Arroganz der Ultramontanen so ungeheuer, daß es, wenn diese Frage nicht bestimmt entschieden wird, über kurz oder lang wieder zu einer Katastrophe kommen muß, welche dann hoffentlich der Sache für immer ein Ende machen wird. Gott gebe, daß ich mich irre, und daß diese Frage auf friedlichem Wege eine glückliche Erledigung findet!

Nachschri ft. Steiger ist, wie Sie wissen, nicht begnadigt und die Sache ist bis zum nächsten großen Rath, der erst in sechs Wochen zusammenkommt, aufgeschoben. Ist es nicht wahrhaft barbarisch, einen zum Tode Verurtheilten so lange in Zweifel über sein Schicksal zu lassen? Man will, wie es scheint, diesen unglücklichen Mann an langsamem Feuer rösten! Man hat nicht den Muth, ihn zu tödten, und nicht Menschlichkeit genug, ihn zu begnadigen. —

II.

Aus Prag.

Mouvement à tout prix. — Preussische und österreichische Landstände. — Des Pudels Kern. — Aristokratische Auferstehung. — Die Robot. — Theaterzustände. — Gymnasium und Strafsatzbuch.

Man hat oft gesagt, Bewegung ist es vor Allem, was Oesterreich Noth thut, und von diesem Principe aus müsse man Alles will.

kommen heißen, was nur das stockige Blut und die Indifferenz unseres Staatslebens durch einander rüttelt. Auf diese Weise haben wir die Sprachkämpfe der Slaven auch von solchen Seiten aufmuntern sehen, die als Deutsche dem Endziel dieser Bewegung feindselig gegenüberstehen müssen. Für diese Männer des *mouvement à tout prix* ist die drohende und hegemonische Stellung, welche die Czchen bereits bei uns gegenüber dem deutschen Elemente eingenommen, eine bedeutende Warnung. Ein zweites Element der Bewegung, welches wir gleichfalls in deutschen Blättern applaudirt sehen, ist die wiedererwachende Lebensthätigkeit unserer Stände. Ohne blind zu sein gegen die Vortheile, die eine bessere ständische Repräsentation uns nach verschiedenen Seiten hin bringen könnte, ist doch in der exclusiven Art und Weise, wie sich diese Repräsentation neuerdings wieder geltend machen will, ein großer reactionärer Punkt. Wenn in Preußen das Aufleben der ständischen Macht mit Freuden begrüßt zu werden alles Recht hatte, theils weil es an und für sich schon ein Fortschritt war, theils weil es allmählig die Bahn ebnet zu einer umfassenderen Reichsvertretung; so darf man dabei nicht die besonders günstige Lage der preussischen Verhältnisse vergessen. Durch die Gesetzgebung von 1807—1814 ist dort das Feudalsystem in seinen Grundfesten erschüttert, ja vernichtet worden; der preussische Staat hatte eine ganz veränderte sociale Basis erhalten; das Grundeigenthum ist von seinen Fesseln befreit und dem freien Verkehr übergeben; die Besitzungen der Bauern sind freies Eigenthum geworden; die Städte, zum Theil auch das flache Land, haben eine tüchtige Communalordnung erhalten; die Patrimonialgerichtsbarkeit und der epimirte Gerichtsstand sind, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil verschwunden; in den ständischen Versammlungen ist daher nicht zu fürchten, daß der ohnehin nicht besonders reiche preussische Adel der Entwicklung eines freien Bürgerthums bedeutende Hemmungen in den Weg legen könne. Anders ist es bei uns. Hier steht der Adel noch im Besitze aller seiner Privilegien und Macht, wie in alten Jahrhunderten. Allerdings hat die Regierung von Maria Theresia bis jetzt Manches versucht, um den Bürgerstand zu heben und die gefährliche Adelsmacht allmählig zu paralyisiren. Die Intention war gut, aber die Energie fehlte hier, wie überall bei uns, und nach hundertjährigem Bestreben ist man nicht zum vierten Theil so weit gekommen, wie in Preußen in wenigen Jahren. Ja, in den letzten Monaten scheint man sogar in diesen Bestrebungen einen Schritt zurück gemacht zu haben. Die Folgen des famosen Buches: „Oesterreich und seine Zukunft“ zeigen sich jetzt erst. Der liberale, reformatorische Zuckeraußguß, mit welchem jenes Buch seine Mandeln zu verflüßen wußte, hat die deutsche Presse verführt; sie hat des Pudels Kern nicht erkannt, die aristokratischen Reactionsprincipien, die darin gepredigt wurden, übersehen. Aber die Auserwählten, die Aristokratie haben das Stichwort

darin wohl verstanden, und nun sehen wir in Niederösterreich und Böhmen eine größere Adelsbewegung, als seit fünfzig Jahren stattgefunden. Die ständischen Versammlungen werden der Mittelpunkt, Versammlungen, in denen das Bürgerthum von ganz Böhmen nur durch die Bürgermeister von vier Städten vertreten ist. Die Regierung, treu ihren Gouvernementsformen, gibt nach, und so sehen denn die Freunde des mouvement à tout prix einen halb eingeschlafenen Geist wieder auferstehen, der wie der Geist des Hamlet geharnischt einherschreitet, ohne daß man das Ziel, wohin er führt, noch absehen könnte. Mehr als je sieht der Adel jetzt wieder seinen Weizen blühen; mehr als je setzt er sich in den Besitz der politischen Posten, und es ist bezeichnend, daß die erlebigen Stellen in unserm Subernium seit einiger Zeit fast nur von Adligen besetzt wurden. Ich muß, um gewissenhaft zu sein, erwähnen, daß es unter unsern Ständen an Männern nicht fehlt, welche für den Aufschwung des Landes große Begeisterung haben. Es gibt im Kreise derselben eine conservative und eine Fortschrittspartei; letztere ist gerecht, oder wenn man will, großmüthig genug, um das Recht der Vertretung auch auf den Bürgerstand in größerem Maaßstabe ausdehnen zu wollen. Sie verlangt unter andern, daß sechszehn Städte, statt der bisherigen vier, an der Ständetafel ihre Abgeordneten haben sollen. Die Conservativen wenden dagegen ein, daß, wenn einmal ein solcher Umschwung begonnen, demselben kein Hemmschuh zu setzen sein würde, und das populäre Element das aristokratische bald verdrängen müßte. Offenbar läge es im Interesse der Regierung, die Progressiven mehr zu fördern, als die Conservativen. Die bürgerlichen Elemente sind überall, ganz besonders aber in Oesterreich, die größte und sicherste Stütze der Staatsverwaltung. Unbegreiflich scheint daher das hier ausgesprengte Gerücht, die Regierung wolle die Begründung einer Hypothekenbank, die von den Landständen beantragt wurde, nicht genehmigen. Die Vortheile für den Wohlstand des Landes, die eine solche Bank bringen würde, sind hinlänglich beleuchtet worden und namentlich im Auslande so unbezweifelt, daß ich mich einer Auseinandersetzung derselben wohl enthalten kann. Auf Eins nur will ich aufmerksam machen. Die Entlastung des bäuerlichen Bodens von der unglückseligen Robot (Frohdienst), eine so oft gewünschte und schwer herbeizuführende Verbesserung des Bauernschicksales, würde durch diese Hypothekenbank einen guten Schritt vorwärts thun. Wenn der Bauer die Geldmittel aufreiben kann, um sein Gut zu entlasten, so wird ein Theil der Grundherren ihm gern entgegenkommen. Der Werth der von den Bauern zu leistenden Frohnen ist an der Landtafel seit alter Zeit eingetragen, und in der Regel viel höher angeschlagen, als er heute gilt. Mancher Herrschaftsbesitzer, dessen Frohnen auf hunderttausend Gulden geschätzt sind, würde dieselben leicht um die Hälfte los schlagen, da er diese Summe in Fabriken oder ähnlichen Eta-

bliffements verwenden könnte, zur Bestellung seiner Aecker aber für einen sehr kleinen Tagelohn Hände genug findet. Den gutmüthigen Gutsherrn würde es sogar in ihrem eigenen Interesse lieb sein, wenn die Robot für eine halbweg preiswürdige Entschädigung loszuschlagen könnten. Bei den mannigfachen Mißwachsjahren oder Unglücksfällen, wie die neuliche Ueberschwemmung, zwingt die Menschlichkeit diese Herren ohnehin zum Erlaß der Frohnen; hartherzigen Gutsherrn gegenüber, die auch zu den betrübtesten Zeiten keine Nachsicht üben, ist es doppelte Pflicht der Regierung, den Bauern zu Hilfe zu eilen, und die Robotfrage verdient daher, wenn man an eine Verbesserung böhmischer Zustände denkt, zu allererst gelöst zu werden.

Ueber das Schicksal unseres Theaters weiß ich Ihnen noch nichts Genaues zu melden. Es ging hier das flüchtige Gerücht, der Oberregisseur des Stuttgarter Hoftheaters, Herr Moriz, ein aus früherer Zeit hier sehr beliebter Schauspieler, solle von Seiten der Stände das Anerbieten erhalten haben, das hiesige Theater zu übernehmen; doch ist dieses Gerücht wieder verklungen. Herr Moriz genießt den Ruf eines der ausgezeichnetsten und geschmackvollsten Bühnenlenker, und allerdings wäre zur Reinigung unserer versumpften Bühnenzustände ein Mann nöthig, der nicht aus den pontinischen Sümpfen eines andern österreichischen Provinzialtheaters zu uns versetzt würde, sondern eine Persönlichkeit von Geist und Kenntnissen, die im frischen Ausland in Verbindung mit den Strömungen der Literatur und der Richtung der Zeit, das Theater von einer Kunststreiter- und Hanswurstbude zu unterscheiden versteht. Es ist selten eine Bühne, die einst eine der ersten Deutschlands war, auf eine so unverschämte Weise heruntergebracht worden, wie die unsrige. Als Herr Stöger das Theater als Nachfolger des Triumvirats Kainz, Polawsky und Stiepanek übernahm, da war unsere Bühne nicht mehr auf dem Höhepunkt, auf dem sie unter Liebichs und Holbeins Direction stand; aber sie war doch reich an Mitgliedern ersten Rangs und ausgezeichnet durch ein vortreffliches Ensemble. Für alle diese trefflichen Mitglieder ist uns nicht ein Ersatz geworden. Was wir noch aus jener Zeit besitzen, ist greise und invalid. Repertoire und Zusammenspiel liegen ebenso im Argen, wie die einzelne Rollenbesetzung, und es gibt keine vier Mitglieder in unserm recitirenden Schauspiel, denen ich die Ehre gönnen möchte, in diesen Blättern erwähnt zu werden. Die Oper ist in dem musicalisch unverwüsthlichen Böhmen allerdings nicht so herunterzubringen, wie das Schauspiel, indessen wird Jedermann wissen, was er von einer Oper zu halten hat, die weder einen Tenor, noch einen Spiel-Baryton besitzt, die einigermaßen erträglich wären.

Aus den lang erhofften Verbesserungen unseres Gymnasialwesens ist es wieder nichts geworden. Die Commission, welche zu Reorganisationsvorschlägen ernannt wurde, hat sich über die Principien nicht

einigen können und ist aufgelöst worden. Warum man nicht ganz einfach zu Werke geht und ein Paar tüchtige Männer auf Reisen schickt, um die deutschen und namentlich die musterhaften preussischen Schulzustände zu studiren, um nach diesem Beispiele unsere Schulen und Gymnasien zu organisiren, ist unbegreiflich. Dies wäre sicher der aller-einfachste Weg. Nun werden wir wieder warten, bis die neue Commission zusammengetreten und ihr Gutachten abgegeben hat, wenn dies geschehen, wer weiß, was wieder für Schwierigkeiten entgegnetreten, die die ganze Arbeit vergeblich machen. Ist es uns doch mit dem Entwurf zu einem neuen Strafgesetzbuch ebenso gegangen. Gott bessere es!
R. v. W.

III.

Aus Berlin.

Zum zweiten Male besser. — Der König für Ithstein. — Der Volksgeist. — Dr. Dronke. — Felicien David. — Hendrichs und Baisson.

Die Erklärung, die Herr Hecker jener unserer Polizei entgegenstellte, hat dieses ohnehin nichts sagende polizeiliche Document noch mehr in der öffentlichen Meinung herabgesetzt. Was wollte eigentlich jene Polizeipolemik? Rechthaberei ist überall zuwider, aber auf einem solchen Felde ist sie unwürdig. Da man sich aber schon in's Erklären eingelassen hat, und zwar auf eine recht unglückliche Weise, so wird man hoffentlich bei dem ersten verlorenen Schirmmügel nicht stehen bleiben. Hat man ein Mal gesprochen und nichts gesagt, so möge man doch ein zweites Mal reden und dabei etwas sagen.

Wie ungeheure Erregtheit hier die auf Privatwege angekommenen Nachrichten über die Rückwirkungen in Baden gegen jenes Ereigniß in den Kreisen hervorrufen, wo sie bekannt werden, kann man sich leicht vorstellen. Man billigt dergleichen Demonstrationen, durch welche Unschuldige leiden müssen, allerdings nicht, aber man kann der Frage, wer die Schuld solcher Ereignisse trage, nicht entgehen; und für wen die Beantwortung dieser Frage im vorliegenden Falle ungünstig ausschlägt, brauche ich nicht zu sagen. Von vielen Seiten wird übrigens behauptet, der König sei erzürnt über den Vorgang, und man spricht sogar davon, die Sache werde Veränderungen in Besetzung ieniger Stellen zur Folge haben. In der That scheint es nur, den nothwendigen Satisfactionsforderungen der badischen Regierung gegenüber, der einzige politische Ausweg zu sein, daß man Personen aufgibt, um das Princip nicht bloßzulegen. Ob wir dabei gewinnen werden, läßt sich für den Augenblick nicht berechnen.

Man kann in gewissen Kreisen noch immer nicht sich über die Meinung erheben, die im Volke erwachenden Wünsche nach freieren Staatszuständen, überhaupt die allgemeine Unbehaglichkeit und Unruhe gehe einzig und allein von den Schriftstellern aus, und scheint namentlich die alte

Verlegerung der Leute, welche für Geld schreiben, wieder hervorsuchen zu wollen, um auf diese Weise die neuen Gedanken in persönliche Einbildungen oder gar willkürliche Erfindungen aus Geldspeculation umzuwandeln. Allein man irrt sich, wenn man glaubt, heutigen Tages noch die Literatur von der öffentlichen Meinung des Volkes scheiden zu können: niemals noch, in keiner früheren Zeit des Friedens, gingen beide so innig Hand in Hand, wie gegenwärtig. Der zum Bewußtsein der eigenen Würde endlich allmählig erwachende Geist des deutschen Volkes hat die Kinderschuhe der absoluten Abhängigkeit vom gedruckten Worte ausgetreten und desavouirt aus sich selber das, was an Unwahrheiten in der Presse auftritt. Aber auch diese hat sich mit der Regenerirung des Volksgeistes zu höherer Gesinnungstüchtigkeit, politischer Einsicht und Consequenz erhoben, und wenn noch hier und da Unkraut wuchert, so rottet man dasselbe gewiß durch keine Unterdrückungsmaafregeln aus. Nur wenn man die frischen Ströme eines freien Staatslebens in die Adern des Volkes leitet, nur dann wird man dem gemeinen Handel mit politischer Meinung und politischer Farbe Einhalt thun können, nur dann wird man die unvermittelten Extreme zu positiver Parteilung auf dem Boden einer regen Staats- und Volksentwicklung abzuklären vermögen! —

Dem hier anwesenden Dr. juris Ernst Dronke, der in Folge einer Erbschaft sich ein Haus kaufen wollte und deshalb das Bürgerrecht nachsuchte, wurde dies letztere abgeschlagen und ihm bedeutet, er habe binnen acht Tagen die Stadt zu verlassen. Herr Dronke hat sich in einer Eingabe über diese Maafregel beschwert und dagegen verwahrt. Ob darauf bereits ein neuer Bescheid erfolgte, ist mir noch nicht bekannt geworden.

Soll ich Ihnen nach so trüben Meldungen noch etwas von der Kunst berichten? In der That, man verliert unter solchen Verhältnissen fast den Geschmack am Schönen, denn man vermag kaum einen Augenblick sich ungetrübt dem Genuß zu überlassen. Doch muß ich die Aufführung der David'schen Symphonie-Ode „Die Wüste“ im Opernhause als ein Kunstereigniß von Bedeutung erwähnen. Felicien David hat damit den lebhaftesten Beifall unsrer Musikfreunde und Musikkenner erobert. Er ist vor Allem aber ein Poet im echtsten Sinne des Wortes, ein Poet im Elemente der Musik. Ich gehe nicht näher auf seine Compositionen ein, weil David sich von Berlin nach Leipzig wandte, und man dort also sehr bald Gelegenheit haben wird, selbst zu hören und zu urtheilen.

Dagegen darf ich eine Rüge der Anmaßung nicht zurückhalten, die ein hiesiger Schauspieler, Herr Hendrichs, sich zu Schulden kommen läßt. Er war kurz vor seinem zu Anfang des April angetretenen Urlaub von einer schweren Krankheit genesen. Trotzdem begab er sich zum Gastspiel nach Hamburg, obwohl die hiesige Intendanz sich

erbot, ihn für Aufgabe desselben zu entschädigen, damit er sich erholen könne. Der mit Hamburg abgeschlossene Contract entschuldigt dies Verfahren des Herrn Hendrichs, wenn es auch nicht für sein Zartgefühl spricht, daß er in Hamburg auf dem Thaliatheater so kurze Zeit nach seinem ungeseglichen Abgange vom Stadttheater auftritt. Aber er nimmt auch noch ein zweites Gastspiel in Hannover an, begibt sich hierauf zu Ende seines Urlaubs nach dem Bade Soden bei Frankfurt a. M. und schreibt hierher, er könne nicht kommen, er müsse zuvor seine angegriffene Gesundheit im Bade wiederherstellen. Zeugt dies schon von unverantwortlicher Rücksichtslosigkeit, so muß es endlich jedes rechtliche Gefühl im höchsten Grade empören, daß Herr Hendrichs es wagt, als Gast die Frankfurter Bühne zu betreten, während er einer vorgeschükten Krankheit halber seinen Urlaub willkürlich verlängerte. Ich überlasse es jedem Unbefangenen, zu beurtheilen, ob ein solches Verfahren sich mit der Ehre des Mannes und Künstlers verträgt. Es ist hohe Zeit, daß dergleichen Anmaßungen öffentlich auf das Schonungsloseste gezüchtigt werden. — Herr Baison hatte für die in Verlegenheit gesetzte hiesige Intendanz die Gefälligkeit, auf vierzehn Tage von Hamburg herüberzukommen, und begann mit einer meisterhaften Darstellung des Stephan in „Gebrüder Foster“ am 12. Juni sein Gastspiel, ehrend empfangen und mit Beifall belohnt.

A. Gg.

IV.

Aus Brüssel.

Belgien und das Rheinland. — Guelfen und Ghibellinen. — Haumann. — Das Stichwort zur Colonisationsgeschichte von Guatemala. — Deutsche in Belgien. — Adam Gurowsky und seine Tour.

Ich bin überzeugt, der größte Theil der deutschen Leser hat die Berichte über unsere am 10. Juni stattgefundenen Kammerwahlen flüchtig überschlagen. Was kann dieser Misere Großes begegnen? denkt man sich in Deutschland, und schaut von der Höhe seiner eignen Misere vornehm herab auf das kleine Nachbarland. Die Wenigsten verstehen den Zusammenhang unserer Verhältnisse mit den deutschen. Belgien und die Rheinlande aber sind leibliche Schwestern, wenn auch jede einem andern Gatten angetraut ist. Unser Journal de Bruxelles und die Rhein- und Moselzeitung sind leibliche Vettern, die bei einem und demselben Herrn dienen, obschon das Gesinde in Coblenz deutsch und hier französisch spricht.

Trennung des Staats von der Kirche — das ist leicht gesagt. Allein wo findet diese Trennung wirklich Statt? Weder in Frankreich, noch in Deutschland, weder in Oesterreich, noch in England. Wehe dem Staate, der sich Alles aus den Händen spielen läßt. Hier in Belgien hat die Constitution dem Staate auch jenen Grad von Ober-

herrschaft aus den Händen gewunden, den er in Frankreich, Preußen und England noch behalten hat. Die belgische Constitution hat nicht nur Religionsfreiheit decretirt, sondern sie hat die Kirchenmacht mit gleicher Souveränität wie die Staatsmacht bekleidet, und nun kämpfen Guelphen und Ghibellinen, oder wie der hiesige Ausdruck heißt, Katholiken und Liberale in offener Feldschlacht. Diesmal haben die Ghibellinen gesiegt, und fünf neue liberale Deputirte in die Kammer gewählt. Aber die Folgen eines solchen Sieges sind bei den hiesigen Verhältnissen oft gefährlicher, als die Folgen einer Niederlage. Die Bannstrahlen des Clerus werden zündender und verderblicher, je mehr er sich beengt sieht.

Das Ministerium Nothomb wird aller Wahrscheinlichkeit nach sich jetzt auflösen. Herr Nothomb hat sein Portefeuille als Halb-Liberaler angetreten, aber als ganz katholisches Werkzeug endet er. Halbheit kann in einem heftigen Kampfe nie Grenzen inne halten; der Strudel reißt Jedermann, der nur mit einem Fuße auf dem Boden seines Princips steht, rasch mit sich fort.

Den größten Scandal in dieser Wahlgeschichte erregte das Journal le Politique, herausgegeben von dem bekannten Nachdrucker Herr Haumann. Die Druckerpressen des Herrn Haumann verbreiten Eugen Sue's „Ewigen Juden“ und Michelet's und Quinet's Jesuitenverteilungsmittel, während sein Journal mit Zähnen und Klauen für die Jesuiten sicht. Was muß man von der Ueberzeugung eines solchen Mannes denken?

Uebrigens herrscht jetzt zwischen dem rheinländischen Clerus und dem hiesigen eine größere Verbindung als je, während andererseits die französische Hierarchie einen eifrigen Wechselverkehr mit den hiesigen katholischen Häuptern unterhält. Graf Montalembert und die hiesige Familie Merode, die Civilchefs und Vorkämpfer der ultramontanen Partei in Frankreich und Belgien sind charakteristisch genug durch Familienbände mit einander verbunden.

Die scandalöse Geschichte mit der Colonisation von Guatemala zeigt sich jetzt, wo der frühere Director dieser Colonie, der Major Guillaume, zurückgekehrt ist, in ihrer gräßlichsten Nacktheit. Man begreift wahrscheinlich in Deutschland nicht, wie eine solche Menschenveräußerung nach einem solchen mörderischen, von allen Colonisationsvorthellen, entblößten Lande noch Vertheidiger finden konnte. Das fin mot, das eigentliche Stichwort ist den Deutschen wahrscheinlich unbekannt; es besteht darin, daß katholische Missionspläne bei Begründung der Unternehmung mit im Spiele waren, was auch den reichen Grafen Merode und mehrere andere katholische Eiferer zur Hergabe von Capitalien zur Förderung des Unternehmens bestimmte. Was bei allen Colonisationen unerhört ist, wurde daher Grundbasis der Colonie von Guatemala: Intoleranz, Alleinherrschaft der katholischen Kirche. Gleich dem

ersten Schiffe, das dahin abging, wurden ein Paar Jesuiten mitgegeben. Das Gouvernement wurde einzig und allein aus diesem Grunde zur Unterstützung dieses Colonisationsplanes, der dem belgischen Staate auch nicht von dem mindesten Nutzen sein konnte, von einigen einflußreichen Katholiken bestimmt; und diese Parthei ist es ganz allein, die jetzt Ehren (?) halber das Ganze noch immer vertheidigt.

Ebenso wurden in neuester Zeit die Verhandlungen mit Frankreich zur Aufhebung des hiesigen Nachdrucks mit größerer Energie betrieben, nicht aus dem Principe des Rechts, sondern weil durch die wohlfeilen Nachdrücke der französischen Literatur die clericale Partei mit jedem Tage mehr Terrain verlor.

Seit dem Beginne des Frühlings kommen fast jede Woche ganze Transporte von deutschen Auswanderern an. Auch deutsche Badegäste, die in das Seebad von Ostende pilgern, langen in ganzen Schwärmen an. Unter den interessantesten Deutschen, die wir in den letztern Wochen als Gäste hier sahen, muß ich des Redacteurs des „Magazins für Literatur des Auslandes,“ Herrn Lehmann, erwähnen, der durch seine lebenswürdige Persönlichkeit und ausgezeichnete Kenntniß fremder Literaturen in allen Kreisen, in denen er eingeführt wurde, freundschaftliche Theilnahme erregte.

Haben Sie das abgeschmackte Druckstück — Buch kann man es nicht nennen — „Eine Tour durch Belgien,“ vom Grafen Surowsky, schon zu Gesicht bekommen? Daß man derlei Papierschnitzel auf den deutschen Büchermarkt bringen darf, weil der Verfasser einen Grafstitel vor seinem Namen zu setzen hat, ist eine wahre Schmach! Der Inhalt wie die Form sind eine gleiche Insolenz. Welcher deutsche Schriftsteller hat die Prätenstion, ein Buch drucken zu lassen, wo auf einer Octavseite nur vierzehn Zeilen stehen, bisweilen sogar nur acht Zeilen? Ich will Ihnen zum Spaß die erste beste Seite aufschlagen und abschreiben: „Wie kann man nur noch über die Gefühllosigkeit der Welt klagen oder erstaunt sein? Sind doch alle Zugänge zu menschlichen Regungen mit Baumwollballen verstopft. Eine Akademie der schönen Künste zeigt, daß der Sinn für das Schöne den alten Handelsgeist überlebt hat, und daß die Bürger von Brügge noch dieser Tradition treu geblieben sind. Die Cathedral war der Capitelsort der ursprünglichen Ritter des goldenen Vlieses.“ — Diese 64 Worte bilden den vollständigen Inhalt einer ganzen Seite! Doch die Offenbarungen des Geistes mißt man nicht nach der Elle und ein einziger Satz reicht oft hin, um der menschlichen Anschauung eine neue Bahn zu eröffnen. Welche Offenbarung aber bringt uns Herr Graf Adam Surowsky? — Denken Sie sich einen mittelalterlichen Gau- oder Raugrafen, der im vierzehnten Jahrhundert in seinen ahnenreichen Wappensaal eingeschlossen ist und nun plötzlich in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erwacht und durch Belgien reißt, wo

der Adel keine Privilegien mehr hat, der Bürgerfleiß die aristokratischen Erbhümer entwurzelt hat, wo an der Spitze der Geschäfte Männer aus dem Volke stehen, und nun denken Sie sich die Bitterkeit, den Ingrim, mit welchem dieser im ganzen Hochmuth mittelalterlicher Junkerideen getränkte Raugraf alle diese modernen Zustände beurtheilen wird, und Sie haben eine Idee von dem Pamphlet des Herrn Adam Grafen Gurowsky. Doch nein, die Idee wäre unvollständig. Denn der erbitterte Gaugraf wäre doch immer noch ein Deutscher, der an der Blüthe der freien Reichsstädte doch einige Vorbereitung zur Beurtheilung des belgischen Bürgerstaates mitgebracht hätte. Herr Adam Gurowsky aber reist als Russe (nicht als Pole) in ein Land, das sein Kaiser haßt und verabscheut. Seine Unterthanenpflicht geht mit seinem aristokratischen Haße Hand in Hand und er verabscheut diesen Revolutionsstaat aus Gehorsam, wie aus Herzensdrang. Und warum sollte er es nicht? Zeigt doch seine Schrift eine so grasse, unverholene Ignoranz in Allem, was die alte und neue Geschichte und Zustände Belgiens betrifft, daß man gleich auf den ersten Seiten sieht: er hat, bevor er diesen Boden betrat, auch nicht die allereinfachsten Elementarkenntnisse niederländischer Geographie und Geschichte mitgebracht. Das Empörendste aber ist der Hohn und der Haß gegen alles Deutschthum, welches dieser russificirte Pole uns überall an den Kopf wirft, in unserer eigenen Sprache, mit unserer eigenen Lettern gedruckt, von einem deutschen Verleger obendrein bezahlt. Die deutsche Presse ist abwechselnd bald Don Quixote, bald Sancho Pansa. Welchen gutmüthigen Windmühlkampf haben die deutschen Journale vor zwei Jahren zu Gunsten eben dieses Grafen Gurowsky gefochten, als es hieß, er sei aus Rußland geflüchtet. (Die geheime Ursache dieser Flucht ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt.) Und nun erscheint eine Schrift, in welcher dieser von den Deutschen so Verfochtene uns mit Haß und Verachtung tractirt und die russische Fahne aufpflanzt. Wir hören von ihm, daß Rußland (und nicht Polen) allein den Beruf habe, den Panславismus durchzuführen, daß erst dann der goldene Hahn von St. Gudulas Thürmen herabkrähen wird (?), wenn über kurz oder lang endlich der russische Doppeladler seine Riesenfittige schügend schwingen wird über St. Sophiens Kuppeln. Er findet, daß sein Kaiser ein doppeltes Recht habe, den Russen das Reisen im Auslande zu verbieten, namentlich „der schädlichen Abart der Liberalen, welche man hier und da im Auslande trifft, die, mit oberflächlichem Firniß bedeckt, ... im Angesicht des Auslandes jeder neuen Idee huldigen“ u. s. w. Die Buchhandlung von Carl Groos in Heidelberg hat dieses pater peccavi, das dem Herrn Grafen die Rückkehr nach seinem theuern Rußland wieder öffnen soll, auf 21 Bogen gedruckt. Wahrscheinlich dachte dieser Verleger, weniger als 20 Bogen solcher Russenapotheose würden die Censur nicht passieren,

indem Deutschland leicht durch Herrn Adam Gurovsky zu einer Revolution verführt werden und den Czaar zum Kaiser von Deutschland proclamiren könnte. — L. . . . th.

V.

Heinrich von Bülow.

Unter den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, die man jetzt bisweilen sehr überflüssig in neuen Ausgaben aus ihrem Grabe wieder erstehen läßt, hören wir auch von der Resurrection eines merkwürdigen Autors, des sowohl wegen seines ungewöhnlichen, wahrhaft revolutionären Styls, als seiner wunderbaren Abenteuer halber interessanten Heinrich Freiherrn von Bülow. Er war bekanntlich ein Bruder des Feldherrn Bülow-Dennewig. Der Vater dieser beiden merkwürdigen Brüder war eine der classischsten Figuren des vielbelobten deutschen Reichsadels. Es liegen Briefe vor, worin dieser Alte seinen beiden Söhnen Vorwürfe macht, daß sie nicht lieberlich genug seien. Einst ließ dieser alte Freiherr einen Gerichtsbeamten, der auf seinem Schlosse sich präsentirte, von seinem Bedienten fassen, rücklings auf einen Esel setzen und so durch's Dorf zum großen Gaudium der unterthänigsten Bauernschaft führen. — Der Beamte ertrug dies mit so viel Würde, als seine komische Position zuließ, aber zurückgekehrt, machte er Sr. Hochgeboren einen Proceß, der diesem die Hälfte seines Vermögens kostete. Dieser alte Reichsfreiherr hatte Friedrich dem Großen hunderttausend Thaler zu seiner Ausrüstung für den siebenjährigen Krieg geliehen (die Familie processirt um die Rückzahlung dieser Summe noch jetzt). Als Gläubiger des Königs glaubte er jede Forderung machen zu dürfen, und eines schönen Morgens schrieb er diesem aus seinem Schlosse Falkenberg in der Utmarsk einen Brief, worin er plötzlich und ohne alle staatsdienstliche Vorbereitung eine Ernennung zum Minister verlangte. Friedrich schrieb nach seiner lakonischer Weise ihm zurück: „Mein lieber Bülow! Das geht nicht. Ihr wohlaffectionirter zc. zc.“ Dieses nahm der alte Mann sich so zu Herzen, daß er von der Stunde an trübsinnig wurde, kein Wort mehr sprach, seine Burg nicht verließ, sich den Bart wachsen ließ und in diesem Zustande noch zwanzig Jahre lebte. Unter der Leitung eines solchen Vaters mußte der Charakter seiner Söhne eine eigenthümliche Entwicklung erhalten. Die Persönlichkeit des Generals und Musikcompositors Bülow-Dennewig ist aller Welt bekannt; weniger ist dies mit der Persönlichkeit seines jüngern Bruders, des erwähnten Schriftstellers Heinrich v. B. (er hieß eigentlich Dietrich, aber durch einen sonderbaren Druckfehler wurde er auf dem Titel seiner Bücher zu einem Heinrich umgestempelt und mußte diesen Taufnamen beibehalten). Sein leidenschaftlicher und unabhängiger Geist machte ihn zum Abenteuerer. Erst diente er in der Infanterie, wo es ihm nicht gefiel, dann ging er zur Cavallerie, wo es

ihm gleichfalls nicht gefiel, endlich wurde er Schauspieler, und zog mit einer wandernden Truppe durch Deutschland. Dieses Leben hatte er natürlicher Weise auch bald satt. Endlich verkaufte er in Gemeinschaft mit einem seiner Brüder den Rest des väterlichen Erbes und schaffte dafür Glaswaaren an, mit welchen er sich nach America, wo er schon früher eine kurze Zeit gewesen, einschiffte. Aber die Glasspeculation ging in Scherben und Trümmer. Arm und betrogen kehrte er zurück, versuchte in Berlin sein Glück mit einer Leihbibliothek, und als auch dies fehlschlug, wurde er endlich — Schriftsteller: ein Beweis, daß, wenn man nirgends etwas taugt, man immer noch zum Schriftsteller gut ist. Dies schöne Compliment für den ehrsamten Literatenstand machte Heinrich, oder richtiger Dietrich von Bülow auf eine sehr glänzende Weise geltend. Sein „Geist des neuen Kriegssystems,“ so wie sein Buch über America machte Aufsehen; aber statt nach Berlin zurückkehren zu können, wie er hoffte, gerieth er in neue Handel und mußte nach London gehen, wo er Geldverlegenheiten halber ins Gefängniß gesetzt wurde. Doch kam er durch Hilfe seiner Verwandten wieder nach Berlin, schrieb da sein „Leben des Prinzen von Preußen“ und einige merkwürdige militärische Werke. Aber schon nach drei Jahren wurde er wegen seiner Geschichte des Feldzugs von 1805 (Berlin 2 Bde.) von Staatswegen seiner herben, aber gerechten Kritik willen in schwere Haft gebracht. Die Aerzte erklärten sein Gefängniß als gefährlich für sein Leben, aber die Regierung war unerbittlich, und als man nach der Schlacht bei Jena in Berlin dem Einmarsch der Franzosen entgegen sah, brachte man eiligst den armen morschen Gefangenen zuerst nach Kolberg, dann nach Königsberg, dann nach Riga, von einem Gefängniß ins andere, bis er endlich in seinem Kerker richtig am Nervenfieber starb. Seine zerstreuten Schriften, in denen er einen Styl wie eine Sense führte, die in breitem Schnitt bald hier, bald dort hinschlägt, sollen nun gesammelt werden und mit einer biographischen Charakteristik versehen, im Laufe dieses Jahres erscheinen. Der bekannte Novellist Eduard v. Bülow, ein Neffe des unglücklichen Schriftstellers, besorgt die Herausgabe.

VI.

Faust und die Bühne.

Man könnte schon ein großes Bücherbrett füllen, wenn man alle Bücher, Brochüren, Aufsätze und Artikel darauf stellen wollte, welche über das Verständniß des Göthischen Faust sprechen. Und es hat in der deutschen Literatur selten über ein bestimmtes Thema so wenig vollkommen gehaltlose Schriften gegeben, als just über dieses. Jedes hierher gehörige Buch, jeder hierauf bezügliche Artikel hat immer dieser „Offenbarung Göthe's“ wieder eine neue Seite abgewonnen und zu

ihrem Verständniß, wenn just keine Flamme, doch ein Lichtlein angezündet. Weil eben jeder denkende und strebende Mensch ein Stück Faust ist und jeder ein Stück Mephistopheles, fand Jeder Etwas darin, was Andere nicht gefunden hatten. Trotzdem ist das Räthsel noch nicht gelöst und wird wohl niemals vollständig gelöst werden, so lang man nicht allgemein dahin gelangt, den Faust zu versinnlichen, d. h. zur theatralischen Aus- und Aufführung in seiner gegebenen Gestalt zu bringen. Die Möglichkeit der Verkörperung des Gedichtes ward aber fortwährend bezweifelt, und man nannte es kurzweg in der von Göthe gegebenen Form unaufführbar. Man führte anstatt des Originals Bearbeitungen desselben auf der Bühne ein. Diese waren mehr oder minder bühnengerecht, aber nicht faustgerecht; man gab das Gedicht preis, um ein Theaterstück zu gewinnen. Einzelne Versuche sind nun zwar gemacht worden, anstatt des bearbeiteten, den wirklichen Faust dem Publicum vorzuführen; aber meistens sind sie mißglückt. Um so mehr staunende Bewundrung mußte also ein neuer derartiger Versuch erregen, welchen die Oldenburgsche Bühne im Februar dieses Jahres machte, indem Julius Mosen dort den Göthischen Faust in seiner ursprünglichen Form und unter großer Theilnahme des Publicums zur Aufführung brachte. Höchst interessant ist daher auch die Brochüre „Ueber Göthe's Faust“ von Julius Mosen und Adolph Stahr, welche uns nun diesen Versuch in seiner Entwicklung und Gestaltung schildert. Diese Brochüre besteht aus zwei Aufsätzen. Julius Mosen setzt in dem ersten, „das Gedicht als Drama,“ die Grundsätze, Principien und Ideen auseinander, welche die scenische Darstellung leiten müssen, indem er von da aus auf die Einzelheiten der Aufführung übergeht und jede einzelne Rolle bis auf Gestikulationen, Nuancen des Vortrags, der Toilette, der Action überhaupt bespricht — also ein vollständig Bild der theatralischen Verkörperung des Gedichtes gibt. Adolph Stahr beurtheilt in dem Aufsätze „die Aufführung“ die beiden Darstellungen des Faust, welche am 2. und 3. Februar stattfanden. Diese kleine Brochüre ist dadurch dramaturgisch wahrhaft bedeutsam und zwar nicht nur für das Publicum, welches hier die Ausführung einer Aufgabe kennen lernt, deren Lösung man bisher für praktisch unausführbar hielt, sondern auch vorzüglich für Schauspieler, Regisseure und Intendanten, welche ähnlichem Unternehmen nachgehen wollen. — Eine detaillirte Beurtheilung der Brochüre würde jedoch hier zu weit führen und so sei nur bemerkt, daß Mosen Faust und Mephistopheles nicht als Gegensätze hinstellt, sondern vielmehr eigentlich nur als zwei Theile ein und desselben Wesens, die sogar in ihrer äußern Erscheinung immer eine gewisse Verwandtschaft zu einander verrathen und sich je nach den verschiedenen geistigen Offenbarungen bei gleichzeitiger körperlicher Erscheinung auf der Bühne, in Haltung, Sprache, Aussehn und selbst in Kleidung einander mehr nähern oder mehr sich von einander unter-

scheiden. In Mephistopheles hat Mosen vor Allem das ironische Princip in den Vordergrund drängen zu müssen geglaubt; das böswollende Princip entzündet sich dabei immer von Neuem an der Beschränkung der diabolischen Macht und daran, daß es eben „Böses will und Gutes schafft.“ Dadurch weicht sein theatralischer Mephistopheles sehr bedeutend von dessen bisher gewohnter Auffassung ab. — Der Mosen'sche Faust erscheint aber nicht activ genug; er tritt — eben weil gewissermaßen nur als Theil des Wesens, das er mit Mephistopheles zusammen bildet — zu wenig offensiv gegen das niedrige Princip hervor und wird wieder später zu einem reinen Sinnenmenschen ohne Erinnerung an frühere geistige Größe. Dies scheint die Klippe, an welcher jene dualistische Auffassung nicht gefahrlos vorbeisegeln kann, und Stahr's Beurtheilung läßt nicht genugsam erkennen, inwieweit — oder inwieweit nicht — dieser Mangel bei der Ausführung hervortrat. —

VII.

Notizen.

Humboldt und die Augsburger Postzeitung. — Ein neues Reisehandbuch. — Der Götter Dom als Bassil.

— Hoffentlich wird Alexander von Humboldt nicht in Untersuchung kommen. Die Augsburger Postzeitung macht ihn nämlich zu einem radicalen Philosophen; mit den Worten: „Humboldt, obgleich kein Hegeling auf dem nackten Felsen (!) der Negation, unterstützt doch die wühlerischen Lehren eines Marheinecke, Bruno Bauer und Feuerbach.“ Und zwar dadurch, daß er in seinem „Kosmos“ von der mosaïschen Schöpfungsgeschichte abweicht und sich geradezu dem Heidenthum zuwendet. Das ist gewiß beklagenswerth. Noch beklagenswerther indeß sind die praktischen Folgen jener Naturlehre, die Anfangs bloß theoretisch von der Bibel abirrte, später aber in ihrem zügellosen Fortschritt, mit ihren Erfindungen in Dampf und Electricität, mit ihrer modernen Industrie, eine ganz heidnische Cultur, Freigeisterei, Communismus und Nihilismus erzeugt hat. Das geht sehr weit, und man kann behaupten, daß dem Heidenthum gar nicht mehr zu entrinnen ist. Die ehrwürdigen Postzeitungsschreiber tragen zum Beispiel an ihren höchstkeigen frommen Leibern, in Gestalt von Hemden, Camisolen und Hosen, allerhand heidnische Stoffe; denn es sind zum Theil Erzeugnisse von Maschinen, welche wiederum nur die Ausgeburt einer gleich Anfangs ungläubigen Naturwissenschaft sind; und sicherlich verspüren auch die verehrungswürdigen Redacteure davon ein Tucken und Brennen an ihren Gliedern, wie vom bösen Gewissen. Und die Postzeitung selbst, wird sie nicht gesetzt mit Typen, gedruckt durch Maschinen, versendet durch Dampfwagen, lauter Werkzeugen eines dämonischen Zeitgeistes, deren ursprüngliche Entstehung durch eine bibel-

lästerliche Naturlehre anerkannt ist? Woher dies Alles kommt? Daher, daß die Sonne sich nicht drehen, und daß die Erde nicht still stehen will, wie der Verstand mancher Menschen. Galilei hatte zwar deshalb ein „examen rigorosum“ in Rom, aber vermuthlich wurde er zu gelinde gefoltert — wie dies neulich ein Herr Frank gegen den Pariser Libri bewiesen hat — und die Folge davon ist nun: die Erde dreht sich doch und die Zeiten ändern sich und die Welt steckt voller Heidenthum!

— Man schreibt aus Cöln: Fröbel, der vor Kurzem hier Ausgewiesene, hatte in Hamburg dringende Geschäfte, und da er nun Preußen nicht einmal als Transitowaare passiren darf, so wird er einen Umweg über Frankreich, Belgien und Holland machen müssen. Es gibt wohl noch einen andern Weg nach dem nichtpreussischen Norden, wenn man sich durch die Ganglabyrinth der mitteldeutschen Staaten durchzuwinden weiß. Die deutsche Geographie ist aber so verwickelt, daß dies den Unkundigen schwer gelingen wird. Da sich überdies die Zahl derjenigen, die in Fröbel's, Herwegh's, Freiligrath's, Benedey's, Ißstein's, Hecker's u. s. w. Falle sind, täglich vermehrt, so würde es der Mühe lohnen, ein „Reisehandbuch nach dem Norden für Deutsche, die nicht nach Preußen dürfen,“ zu schreiben.

— Der Cölner Dom ist unter die Bassisten gegangen. Heut zu Tage, wo so viel Wunder geschehen, darf man sich auch über dieses nicht wundern. Man weiß, von welch feinem Geschmack die deutschen Localblätter durchdrungen sind, und wie selbst die Moniteurs unserer ersten Hauptstädte es verstehen, den kleinen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen mit Leichtigkeit und Grazie zu vollführen. Während der Dombaufesttage brachte der Cölnische Anzeiger ein Gedicht: „Des Domes Klage und Beruhigung,“ worin das ehrwürdige Gebäude singend eingeführt wird, und zwar nach der Melodie der wehmüthigen Arie Czár Peter's in der Lorking'schen Oper: „Sonst spielt' ich mit Scepter und Krone!“ Darin wollten die Gegner der Ultramontanen eine böse Anspielung sehen; eine elegische Erinnerung an die Zeit, wo die Hierarchie wirklich mit Scepter und Krone gespielt. Eben so sinnreich sind einige Refrains des originellen Liedes, z. B.: „Ach schmerzlich, ach schmerzlich, Ruine zu sein!“ oder: „Ach selig, ach selig, ein Domsfreund zu sein!“ Dies sagt nämlich der Cölner Dom. Es ist bekannt, daß in den italienischen Kirchen häufig Opernarien zum Gottesdienst gesungen werden; aber daß die Kirchen selber dergleichen singen, ist neu.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrá.

199, AUG. 1877

W

3

5, AUG. 1877 - R

Went 4000 ft

on 27. 8. 77

4 coll.